



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz**

**Singer, Samuel**

**Frauenfeld [u.a.], 1930**

Geschichtsschreibung, Didaktik

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68332)

ler aufgenommen ist. Unter den Schwänken von der Weiberlist ist besonders der vom Pfarrer im Korb hervorzuheben, weil das Lied, das die Frau, um den Liebhaber zu warnen, singt, in der Handschrift mit Noten versehen ist: wohl das älteste deutsche Gesangstück in der Schweiz, das uns mit seiner Melodie überliefert ist. Zwei Geschichten von Wolf und Fuchs stammen aus dem Tier-epos, wirkliche Fabel ist nur eine darunter, die vom Wolf mit der Geige. Die legendarischen Erzählungen hat der Sammler durch einen besonderen Prolog von den übrigen getrennt. Die ganze Sammlung ist stoffgeschichtlich interessant, die Bearbeitung aber roh und ästhetisch minderwertig.<sup>75</sup>

#### Geschichtsschreibung. Didaktik.

Die schweizerische Geschichtsschreibung beginnt mit der lateinischen Prosa der *Casus sancti Galli* und der *Gesta Caroli*. Die Geschichte des Klosters von St. Gallen ist von Ratpert, dem oben genannten Freunde Notkers, im 9. Jahrhundert begonnen, von Ekkehard dem Vierten im 11. fortgesetzt, wurde dann von verschiedenen Händen bis zum Jahre 1228 fortgeführt, immer lateinisch, bis endlich Christian Kuchmeister die letzte Fortsetzung in deutscher Sprache bis zum Jahre 1335 hinzufügte. Bedeutung ha-

ben nur die beiden ersten und der letzte Verfasser. Während Ratpert mehr die äußere Geschichte des Klosters gibt, verfolgt Ekkehard mehr die innere, indem er hauptsächlich anekdotische Biographien der für das Geistesleben der Zeit wichtigsten Insassen aufzeichnet. Kritische Historiographen sind natürlich beide nicht, sondern auf den Ruhm ihrer Anstalt bedachte Klosterbrüder. Das Anekdotische tritt besonders bei Ekkehard stark hervor, macht seine Leistung infolgedessen zu einer kulturhistorisch mehr als historisch im engeren Sinne wichtigen Darstellung. Noch mehr tritt dies Anekdotische in dem zweiten Werk des 9. Jahrhunderts, den *Gesta Caroli* des Mönchs von St. Gallen hervor, in dem man jetzt wohl allgemein Notker den Stammler selber sieht. Mit Recht hat man gesagt, daß man den großen Kaiser aus diesen Anekdoten besser kennen lerne als aus den hochernsten Geschichtswerken, die von seinen Haupt- und Staatsaktionen berichten. Der nervöse Dichter offenbart sich uns darin durch die Aufgeregtheit und Eile, mit der er alles vor sich gehen läßt. Selten bricht heroisches Pathos durch, dann aber unübertrefflich, wie in der berühmten Geschichte vom eisernen Karl. Gewöhnlich aber sehen wir den Schriftsteller im Hausrock einer lässigen Prosa, die den Schweizer in der Vorliebe für das Diminutiv verrät.<sup>76</sup>

Einen schweizerischen Historiker finden wir dann erst wieder um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Dieser wählt die Form der deutschen Reimverse, und der Vorwurf ist ein ganz großer: es soll eine Weltgeschichte werden. Unser Bündner Rudolf von Ems ist gestorben, ehe er nur einen kleinen Teil seiner Aufgabe erfüllt hatte: als er bei dem alttestamentarischen König Salomo angekommen war, hat ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Aber auch das sind schon über 38 000 Verse. Und der Erfolg des Werkes war ein ungeheurer. Was der Laie der folgenden Jahrhunderte des Mittelalters von der Geschichte des alten Testaments und der gleichzeitigen antiken Geschichte wußte, geht mittelbar auf Rudolf zurück. Er hatte die Absicht, nach den fünf vorchristlichen Welten auch noch die sechste christliche Welt bis auf seine Zeit darzustellen, hat aber nicht einmal die Geschichte seiner fünften Welt zu Ende gebracht. Der Augustinische Gedanke der Gegenüberstellung von Gottesstaat und Weltstaat wird innerhalb dieser fünf Welten konsequent durchgeführt: die alttestamentliche Geschichte als Vorstufe der Heilsgeschichte die Hauptsache, dazwischen die gleichzeitigen Ereignisse in den heidnischen Reichen als sogenannte Inzidentien. So wird etwa im dritten Buch, das von Noe bis Abraham reicht, nach alten verbreiteten synchronistischen Tabellen der trojani-

sche Krieg erzählt. Dadurch wird Rudolfs Werk keine bloße Aufzählung von Tatsachen, sondern eine auf ein Ziel gerichtete Darstellung. Das sechste Buch wäre dann durch den Bericht über die Ausbreitung des Heils gleichmäßig orientiert gewesen. Wie wenige ist sich Rudolf bewusst gewesen, daß, damit die Geschichten nicht im luftleeren Raume schweben, dazu die Erzeugung eines Weltbildes bei dem Leser notwendig sei, und hat eine Geographie nach dem Polyhistor des Solinus eingeschoben.<sup>77</sup>

Rudolf hat schon früher eine Art Vorarbeit zu dieser seiner Weltgeschichte geliefert durch Behandlung der Geschichte Alexanders des Großen. Es ist ein durchaus wissenschaftlich gemeintes Werk. Rudolf kennt die beiden bisherigen deutschen Darstellungen der Geschichte Alexanders und weiß von einer dritten, die im Entstehen begriffen ist. Auf die des Pfaffen Lamprecht aus dem 12. Jahrhundert sieht er mit einer gewissen Geringschätzung herab. Die seines Zeitgenossen Berthold von Herbolzheim behandelt er mit größerem Respekt, doch hat er getihet niht des diu historje von im giht, daz der zehende möhte wesen des ich von im hân gelesen. Also: er hat eine weit größere Quellenkenntnis vor jenem voraus und infolgedessen fast zehnmal so viel Stoff. Er hat auch keinen schlechten Griff getan, indem er als Hauptquelle die Geschichte Alexanders von Curtius

Rufus benutzte, wenn ihm auch dessen Latein manchmal Schwierigkeiten bereitete. Wirkliche Quellenkritik im modernen Sinne ist ihm natürlich nicht zuzumuten, und er benutzt die mittelalterliche, historisch wertlose *historia de preliis* mit dem gleichen Zutrauen für die Jugendgeschichte seines Helden. Außerdem nennt er noch Josephus Flavius und Pseudo-Methodius, Hieronymus und die dem Aristoteles zugeschriebenen *Secreta secretorum* als seine Quellen. Man mag es ihm wohl glauben, daß er sich von Jugend auf für seinen Helden interessiert und immer auf ihn betreffende Quellen geachtet hat. Er ist ihm über den heidnischen Helden hinausgewachsen und in seiner Erkenntnis des wahren Gottes fast ein Christ und Glaubensheld geworden. So ist denn seine Darstellung keine trockene wissenschaftliche Darstellung, sondern belebt von der Bewunderung der als Ideal gesehenen Gestalt des Helden. Dem kostbaren Inhalt soll eine gleich kostbare Schale gegeben werden, und so ist denn die Form aufs reichlichste ornamentiert. Leider ist das Ganze äußerlich und innerlich unvollendet geblieben. Es waren zehn Bücher geplant, von denen nur sechs ausgeführt wurden. Das erste Buch beginnt mit einem Akrostichon Ruodolf, in dem sich also der Dichter selbst nennt. Die folgenden neun Bücher sollten vereinigt werden durch Anfangsbuchstaben, die zusam-

men den Namen Alexander ergeben hätten: es ist uns also nur das Fragment Alexa erhalten. Daher können wir den Plan der zehn Bücher erraten, können aber dem wohl auch entnehmen, daß er das große lateinische Alexanderepos des 12. Jahrhunderts von Walther von Chatillon gekannt hat, das dem späteren Alexandergedicht des Ulrich von Eschenbach als Hauptquelle diente, und seine zehn Bücher auch durch ein Akrostichon, und zwar seines Sönnners Guillelmus, geschmückt hat. Die Bücher aber sollten — so war es offenbar ursprünglich geplant gewesen — in Abschnitte zu je 30 Zeilen, nach dem Muster von Wolframs Romanen, zerfallen, und diese Abschnitte jeweilen durch grammatische Reime am Ende gekennzeichnet sein. Untereinander aber sollten die Abschnitte durch Akrosticha verbunden sein, die die Namen der Hauptpersonen des Gedichts bildeten. Dieser Plan ist so halbwegs nur im ersten Buch durchgeführt, in den andern Büchern können wir nur noch Rudimente desselben entdecken. Außerdem ist jedes Buch durch einen Prolog eingeleitet, der auch formal stark ornamentiert, durch rührende Reime oder lyrische Versmaße geschmückt, sich über allgemeine ethische oder ästhetische Probleme ausspricht. Unter diesen ist der Prolog des zweiten Buches der wichtigste, in dem der Dichter in Nachahmung der berühmten literarischen Stelle seines unerreichten

Vorbildes Gottfried von Straßburg, eine kritische Übersicht über die Literatur der jüngstverflossenen und seiner eigenen Zeit gibt. Er hat eine ähnliche Übersicht mit geringerem Feinsinn und Geschick in seinem auf den Alexander folgenden Roman Wilhelm von Orlens wiederholt. Der Alexander wäre Rudolfs Hauptwerk geworden, und es ist sehr schade, daß er nach der Pause, die ihm die Ausarbeitung des Wilhelm auferlegte, nicht wieder darauf zurückgegriffen, sondern mit sinkenden Kräften sich an das größere Werk der Weltgeschichte gewagt hat.<sup>78</sup>

Eine andere Geschichte des Altertums, die des trojanischen Krieges, hat Konrad von Würzburg gegen Ende des Jahrhunderts bearbeitet. Auch dieses Werk ist unvollendet geblieben, da der Dichter vor der Vollendung im Jahre 1287 gestorben ist. Als Hauptquelle hat ihm eine französische poetische Darstellung aus den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts gedient, der roman de Troie des Benoit de Sainte Maure. Benoit benützt, seiner eigenen Angabe nach, die lateinische Prosaerzählung des Dares, in den späteren Partien nennt er häufig die des Dictys, die dort auch wirklich seine vornehmste Quelle ist. Doch hat er sich nicht mit der Übersetzung dieser Quellen begnügt. Er beginnt wie Dares mit dem Argonautenzug: da dieser aber die Vorgänge in Kolchis nur oberflächlich berührt, hat Benoit zur Ergänzung das siebente

Buch der Ovid'schen Metamorphosen nebst dessen zwölfter Heroide zugezogen. Dieses Stück, zu dem er noch viel Eigenes und Feines hinzutut, ist neben den Liebesgeschichten von Achill und Polyxena und von Troilus und Briseida ein Glanzstück des großen Werkes, das dadurch in die Reihe der Romane rückt und damit die eigentliche Geschichte des mittelalterlichen Romans eröffnet, der in der psychologischen Schilderung von Liebesleidenschaften und Liebesirrungen seinen Hauptinhalt sucht, sodaß man Benoit wohl als den Vater des modernen Romans ansehen kann. Daneben belebt er die trockene Aufzählung der Kämpfe und Totschläge bei Dares, indem er sie zu ausführlichen Schlachtschilderungen erweitert, und schiebt, um Abwechslung in das Waffengerassel zu bringen, episodische Züge in die Handlung ein, wie jene Szenen in Troja, wo die heimkehrenden Ritter von den Frauen empfangen und gepflegt werden, und des Abends Herren und Damen in traulichem Gespräch über Minne und Rittertaten beisammensitzen. Aus eben diesem Grunde hat Benoit das Liebesabenteuer zwischen Troilus und Briseida erfunden, für das ihm die Quelle nur den Namen der Briseida bot, und das über Boccaccio und Chaucer zu Shakespeare gelangt ist. Durch all das ist es Benoit gelungen, aus den dürftigen Berichten der antiken Prosaisten ein äußerst wirksames, poetisch wert-

volles Werk von mehr als 30 000 Versen herzustellen.

Konrad von Würzburg kann sich als originales Dichtergenie nicht mit Benoit messen. Sein Werk reicht nur bis zum Tode des Patroklos, also kaum bis in die Hälfte des Benoitschen und hat bereits 40 484 Verse, sodasß es, wenn vollendet, etwa dreimal so lang als dieses geworden wäre. Das kommt hauptsächlich daher, dasß Konrad ebenso wie Rudolf den Ehrgeiz vollständiger Quellenbenutzung hat, wie es sich für einen Historiker ziemt. Er hat die Absicht, die Lücken, die er bei Benoit bemerkt, auszufüllen:

Ich wil ein maere tihten  
daz allen maeren ist ein her.  
als in daz wilde tobende mer  
vil manic wazzer diuzet,  
sus rinnet unde fliuzet  
vil maere in diz getihte grôz.  
Von welsch in tiutsch getihte  
mit rîmen gerne rihte  
daz alte buoch von Troije:  
reht als ein frischiu gloije  
sol ez hie wider blüejen.  
beginnet sich des müejen  
mîn herze in ganzen triuwen,  
daz ich ez wolle erniuwen  
mit Worten lûter unde glanz,  
ich bûeze im siner brüche schranz:  
den kan ich wol gelîmen  
z'einander hie mit rîmen,  
daz er niht fürbaz spaltet.

So setzt er denn gleich zu Anfang die Jugendgeschichte des Paris nach unbekannter Quelle zu,

die aber nicht seine Erfindung ist, da sie sich auch in slawischen, isländischen, lateinischen Fassungen des Mittelalters findet. Sonst hat er noch die Metamorphosen und Heroiden des Ovid, die Achilleis des Statius und die kleine Ilias des sogenannten Pindarus Thebanus aus dem 11. Jahrhundert zugezogen. Aber er ist seinem Temperament nach nicht wirklich Historiker wie etwa Rudolf, wenn er auch das gleiche Streben hat, sondern Novellist, und das bricht immer wieder durch: das Wichtigste ist ihm wie schon Benoit nicht das historische Geschehen, sondern die psychologische Erfassung seiner Einzelpersonen in Liebesaffären. Bewundernswert ist es, wie er die Fülle seines Stoffs gemeistert hat und über allen Einzelheiten nie den vernunftgemäßen Aufbau der ganzen Erzählung aus den Augen verliert. Weitschweifige Redseligkeit ist wohl manchmal dem Leser verdrießlich, immer aber wird er wieder versöhnt durch die Meisterhaftigkeit der Sprachbehandlung, mit der sich natürlich ein Franzose, der mehr als 100 Jahre älter ist, nicht messen kann, und die auch nur die Fülle und Süßigkeit des mittelhochdeutschen Idioms ermöglicht.<sup>79</sup>

Von Annalen und minder bedeutenden Aufzeichnungen abgesehen tritt im Hochmittelalter die Zeit- und Ortsgeschichte in der Schweiz durchaus zurück: Weltgeschichte und Geschichte des Altertums

fesseln die Aufmerksamkeit der gelehrten und gebildeten Kreise. Das wird anders mit dem 14. Jahrhundert. Bereits kurz nach 1314 haben wir eine Dichtung über die Plünderung des Stiftes Einsiedeln durch die Schwyzer in 851 lateinischen Distichen, also 1702 Versen, von Magister Rudolf von Adegg.<sup>80</sup> Kurz nachher muß die Dichtung entstanden sein, da der Haß gegen die Plünderer noch zu brennheiß ist, als daß man annehmen könnte, daß längere Zeit darüber verfloßen sei. *est plebs quae non plebs, gens quae non gens, homines qui non homines dici, sed fera monstra queunt*: so führt der Verfasser die Schwyzer ein, und wirkungsvoll kontrastiert er das Land und seine Bewohner:

*Fertilis est vallis, coelo suavis, generosa  
plantis, iocunda flumine, lacte fluens:  
huic Schwitz est nomen, haec undique cingitur altis  
montibus et lacubus, nec sibi strata patet.  
nobilis est tellus, ignobilis incola. fida  
est humus, infidus incola fraude satur.  
haec gens rege caret et lege, sed ad libitum fert  
more tyrannorum, quae sibi facta placent.*

Ganz ausgezeichnet wird nun der nächtliche Überfall des Klosters geschildert, die hilflose Angst der wehrlosen Bewohner, die Kirchenschändung durch die Plünderer, ihre Habgier und Grausamkeit. Das Vieh wird weggetrieben, die Menschen in die Gefangenschaft geführt, und mit grimmigem Humor preist der Dichter die Gutmütigkeit eines

der Reiter, der ihm erlaubt habe, sich an dem Schwanz seines Rosses festzuhalten. Das ganze Gedicht zerfällt in vier Bücher, deren letztes, das aber fast die Hälfte des Ganzen ausmacht, den Überfall erzählt. Die drei vorhergehenden sind nur Einleitung: nach einer kurzen Gründungsgeschichte folgt eine rühmende Darstellung der Regierung des gegenwärtigen Abtes. Dabei folgt der Dichter seiner echt mittelalterlichen Vorliebe für Symbolik und Zahlenspielerlei: der Abt trägt den dreifachgeflochtenen Gürtel von Glaube, Liebe, Hoffnung, die sieben Todsünden sind jede durch ein Tier repräsentiert, und die Zahl Sieben gibt Anlaß zu einem fast 200 Distichen langen Exkurs über die Siebenzahl, wie wir solche durch Jahrhunderte der mittelalterlichen Literatur hindurch verfolgen können und in der deutschen des 12. Jahrhunderts allein durch zwei Gedichte vertreten finden. Formell sind die Verse oft recht holprig gebaut, andererseits durch allerlei Künsteleien verziert und beschwert. Trotz aller Mängel aber würde das Gedicht doch eine neue kritische und vollständige Ausgabe verdienen, die es auch weiteren Kreisen bekanntmachen würde.

Die Reife der Zeit für eine bestimmte Entwicklung zeigt sich am deutlichsten in dem scheinbar zufälligen zeitlichen Zusammentreffen, einer sogenannten Duplizität der Erscheinungen. Es ist die Atmosphäre für ein So- oder Anderssein geschaffen,

und man mag sagen, daß es in der Luft gelegen habe. So ist es zu verstehen, daß im gleichen Jahre 1335 Christian Ruchmeister in St. Gallen und der wohl ostschweizerische Verfasser der oberrheinischen Chronik die Feder ansetzen zu ihren in deutscher Prosa geschriebenen deutschen Geschichtswerken.<sup>81</sup> Damit ist die Form der heutigen deutschen Geschichtsschreibung gefunden, ohne daß natürlich deren Sieg mit einem Schlage entschieden wäre. Wenn wir auch von mehr annalistischen Werken wie der Chronik des Heinrich von Dießenhofen<sup>82</sup> und von gelungenen kleineren Leistungen wie der Narratio de conflictu Laupensi,<sup>83</sup> die man mit Recht als eine der höchsten Leistungen der kriegshistorischen Literatur Deutschlands im 14. Jahrhundert bezeichnet hat, absehen, so zeigt uns doch das große Werk des Johannes von Winterthur<sup>84</sup> die Lebenskraft und Zähigkeit der lateinischen Weltsprache als Sprache der historischen Darstellung. Freilich läßt sich sein incoctus sermo nicht mit der wohl abgewogenen lateinischen Prosa des Conflictus Laupensis vergleichen. Aber ein guter Erzähler ist er gewesen, die Anekdoten, mit denen er trotz irgendeinem italienischen Chronisten seine historische Darstellung belebt, entbehren niemals eines gewissen volkstümlichen Reizes, wie er sich überhaupt trotz der gelehrten Sprache offenbar an größere, ungelehrte

Kreife wendet. Friedrich II. und Rudolf von Habsburg leben in unserer Erinnerung, wie er sie durch seine lustigen Geschichtchen gezeichnet hat. Seine Teufels- und Gespenstergeschichten, seine Erzählungen von Tieren und Akrobaten machen ihn zu einer der wertvollsten Quellen mittelalterlicher Volkskunde. Man hat ihn den ersten Geschichtschreiber der Schweiz genannt; aber sein Interesse beschränkt sich nicht auf die Schweiz: er schreibt Weltgeschichte eines abgegrenzten Zeitraums, der eigenen und jüngstvergangenen Zeit, soweit er durch eigene Beobachtung und fremde Nachrichten davon Kunde hat.

Ein jeger, der hiez Friburger,  
der sach, daz ein mehtic ber  
vor im gienc ûf einer guoten weide.  
Der jeger sprach alsô von zorn:  
„Müzlîn, ich hân von dir verlorn  
friund unde mâge: ez sol dir kon ze leide.

Kan ich dir allein niht angewinnen,  
so weiz ich starker hunde vil,  
die ich über dich hetzen wil:  
die können dich wol vâhen unde bîzen.  
von Safoi gar ein mehtic hunt:  
graf Ludwic mir ze helfe kunt:  
kan ich si bringen ûf die vart,  
von Valendis graf Gêhart,  
der kan dir daz hûs wol umbe rîzen.

Von Griers und von Montenach,  
die zem Turne sint niht swach,  
die können dich wol ströufen ûz den hürsten.  
Von Wizenburc diu huntslaht algemeine,  
von Kiburc ûz der edlen slaht  
ein willic hunt: tac unde naht  
die können dich wol hetzunde meinen.

Darzuo weiz ich zwêne ouch,  
die sint beschorn reht als ein gouch:  
von Losen unt von Sitten sint die fürsten."

Die hunde wurden angemupft,  
der bere wart von in gerupft:  
si rupften alle hinderwert,  
vorwert keiner sîn begert.  
der bere smukte sînen swanz,  
sîn hût die wolt er haben ganz.  
sparen ir zende, ir brât ist hert:  
er trûwt, sîn sach diu werde erwert,

Nu dar, du edelz Mützlîn, dar!  
du nim des selben jegers war  
und aht, daz du'n begrîfest in die klâwen!  
wirt dir der wirt und ouch der gast,  
so soltu si denn haben vast  
und lâz in keine râwe!

Wie bald sich dô der bere rach:  
Buochse, Landshuot er zerbrach,  
Esche, Halten, Swanden, Stretlingen, Schoen-  
fels er zerzarte,  
niht sich vor im ernarte:  
Güminon burc unde stat  
Mützlîn gar zerbrochen hat.  
Ich gloub, daz manic hûs des selben warte.

Wir stehen hier plötzlich auf einer ganz anderen Ebene: das erste historische, sogenannte Volks-  
lied der Schweiz, eines der ersten deutschen über-  
haupt, das Lied von der Gümminenschlacht,  
zeigt eine ganz neue Art der geschichtlichen Darstel-  
lung. Es hat eine merkwürdige Form von un-  
gleichen Strophen, fast wie ein Leich, und wir  
können nicht wissen, ob nicht darauf getanzt worden  
ist. Man darf es deshalb auf keinen Fall wie Lilien-

cron<sup>85</sup> auf gleiche Strophen gegen die Überlieferung gewaltsam umdichten, wenn auch im einzelnen Änderungen des Wortlautes notwendig sind. Das historische Lied kann auf eine stattliche Ahnenreihe zurückblicken,<sup>86</sup> die bis in die Karolingerzeit zurückführt. Die meisten sind in lateinischer, nur das alte Ludwigslied ist in deutscher Sprache abgefaßt. Eine um so reichere Entwicklung hat seit Walther von der Vogelweide das politische Lied gehabt, und die Hauptunterschiede, die das historische Lied des 14. und 15. Jahrhunderts gegenüber dem älteren aufweist, sind aus der Einwirkung des von großen Dichtern gesungenen politischen Liedes herzuleiten. Wenn Walther seinen Kaiser Otto, der zwei Löwen und einen halben Adler im Schilde führt, anspricht: ir tragt zwei keisers ellen, des aren tugent des lewen kraft, so ist er der Begründer der Gewohnheit des späteren historischen Liedes, das die Wappentiere für die wappentragenden Fürsten oder Städte verwendet. Das Bild aber vom Jäger und seinen Hunden, die das Wild so lange verfolgen, bis es sich kehrt und den Jäger selbst angreift und verwundet, ist wohl eine geniale Verwendung der Jagdallegorie, die uns die Geliebte als vom Liebenden verfolgtes Wild zeigt. Aus diesen und ähnlichen Elementen aber ist in unserem Liede und in den besten historischen Volksliedern des 14. Jahrhunderts, in dem den Schwei-

zerliedern unter allen die Krone gebührt, etwas durchaus Eigenes, in keiner Zeit des deutschen literarischen Schaffens Übertroffenes geworden. Unser Lied gehört vor das Jahr 1334, nach dieses Jahr aber das Lied von Bern und Freiburg, das mit Unrecht die Sammlung Liliencrons eröffnet, der es zu früh ansetzt. Das ist aber überhaupt kein historisches Lied im eigentlichen Sinne, da es trotz der Anfangszeile wend ir nu hoeren maere gar keine Erzählung im eigentlichen Sinne enthält, sondern nur eine Ermahnung zur Einigkeit, somit als politisches Lied an späterer Stelle zu behandeln sein wird.

Gegenüber den lyrisch und dramatisch stark bewegten Liedern des 14. Jahrhunderts bewahren die des 15. einen ausgesprochenen chronikalischen Charakter. Ich will das eine Lied auf die Schlacht bei Murten mitteilen, weil in letzter Zeit eine neue Berliner Handschrift aufgetaucht ist, deren Kollation ich der Freundlichkeit von Dr. H. F. Rosenfeld verdanke, und die uns die Herstellung eines besseren Textes als des Liliencronschen erlaubt, obwohl beide auch gemeinsame Fehler zeigen, die man verbessern muß.<sup>87</sup>

Got Vater in der Ewigkeit  
Gelobt sigist in dinr Gotheit  
Der Wirdn und großen Eren,  
Daz du uns gibest Macht und Kraft,

Das wir sin worden si gehaft  
An Karl z' Burgund dem Heren,  
Der durch die ganzen Christenheit  
Mit Kriegen und mit Reisen  
Widr aller Gotes Billikeit  
Machet Witwen und Weisen.  
Das was man Got und ouch Marie klagen.  
Got wolts nit mer vertragen:  
Sin Straf tet Got zuhant  
Dur'n großen Bund bekant.

Z' Ellnkurt erschluog man mangel Man,  
Zuo Granson man groß guot gewan:  
Das was er alls verscheken.  
Er sprach: „Den großen Bund genant,  
Den wil ich strafen allen sant,  
Min Schand von Granse ersen.“  
Er bruoft zuo im gar vil der Welt  
Dohar us sechs Küngrichen.  
Vor Murten lag er in dem Veld:  
Wer gesach ie des glichen?  
Hoch uf eim Berg schluog er sin Leger balde.  
Gein einem grünen Walde  
Mit seiner Ritterschaft  
Lag er mit großer Kraft.

Er hett so mangel strengen Rat  
Mit sinen Fürsten fruo und spat,  
Wie er die Stat möcht gewinnen.  
„Forchtamer Fürst, eu sig geseit:  
Die Stat die wirt so hert umbleit,  
Si mügent nit ertrinnen.“  
Si machtend mangel Graben frumb  
Gein in uf der Stat Graben,

Si schluogend hütten ze ring umb,  
So vil der bösen Knaben.  
Das tet man kunde allen Buntgenossen:  
Si soltend sie nit lassen;  
Entschütten tütschi Land,  
Ab si wurdind geschant!

Darzuo die christeliche Kron  
Und alle tütsche Nation,  
Die müest sich darnach liden.  
Des ward der große Pund gewar  
Und ilten schnelligliche dar,  
Mit lenger woltends biten.  
Zürch, Bern, Luzern, Friburg, Solotar,  
Uri, Schwiz, Unterwalde,  
Zug, Glaris, von Ostrich ein Schar,  
Von Lüttring ilten balde,  
Straßburg, Basel, Schaffhusen und  
Sant Galle,  
Rotwil, Appenzell, d'andr alle:  
Gen Murten zugends hin,  
Zuom Strit stuond in der Sin.

Darumb verlezet er das Her  
Von dem Se uf nach sinr Beger.  
Ein Bach den ließ er schwellen,  
Er haget vast zuo aller Stund:  
Da lag der Graf in von Nemund.  
Groß Böum die ließ er fellen.  
Wer gesach größer Werk iemer  
Geschehn in vierzehn Tagen?  
In drin Tagen het er sin Her  
Für die Stat Murten gschlagen.

Er sprach: „Die in der Stat sind,  
müessend sterben,  
Darin schandlich verderben;  
Die Mure sind nit guot,  
Des fröuwet sich min Muot.“

Der Herzog ließ in niemer Muo,  
Er rüft sich Tag und Nacht dar zuo:  
„Nu lands eu nit verdriessen!“  
Man fuort vil großer Büchsen dar.  
Des namm die in der Stat gewar,  
Das sich huob sämlich schießen.  
All die in der Stat sind gesin,  
Wertend sich ritterlichen  
Und hand groß Er geleet in:  
Wer ghort ie des gelichen?  
Si schrüwend z'in: „Min Herr, der wil  
üch henken,  
Dar an sönd ir gedenken,  
Alb nement üwer Hab  
Und ziehend hinnen ab.“

Eu hilfet nieman us der Not,  
die üvern ligend z'Loupen tot,  
Da hab wir'r vil erschlagen,  
Darzuo zuo Simmen an der Bruch  
Sind die von Bern gejagt zuruß.“  
Das hieß er in alls sagen.  
Mit Liegen suocht er mengen List,  
Ob sie sich triegen ließen;  
Die in der Stat warend gerüßt  
Und tetend viendlich schießen  
On Underlaß so rechte ritterlichen:

Man ghort nie des gelichen.  
Hetind si Guot und Pferd,  
Si wernd wol Ritters Wert.

In der Stat muost man schwigen still:  
Darin was meng manhaft Gesell,  
Der sich nit lieh erschrecken.  
Von Buobenberg ein Houptman wis,  
Sin Ritterschaft ich iemer bris,  
Manhaft an allen Eggen.  
Man erschos die Mur und den Turn:  
Die fielend in den Graben.  
Darnach tet er den sechsten Sturm,  
Als wir gehöret haben.  
Zwen Graben warend mit Lüten bedecket,  
Uf tusent drin gestrecket.  
Do hort man Jamer unde Not,  
E das sie sturbent tot.

Die von Bern iltn in schneller Il  
Zuo im unz uf ein halbe Mil  
Und meinten in dann triben  
Und schribend den im großen Pund.  
Mit großer Trüm iltends zuo Stund  
Und woltend nit beliben.  
Herzog Reinhart von Luterung  
Wolt ab sin Pferd nit sizen,  
Wil Ritter schluog er so ze Ring  
Man macht gar bald die Spizen:  
Die Ritter für, die Fuosknecht an der Siten.  
Da fieng man an ze striten.  
Uf der zehntusend Ritter Tag  
Beschachs als ich eu sag.

Vil herscher Ritter kamen dar  
Mit des Harregens Tropfenschar:  
Das hat man wol gesehen.  
Als bald der Strit ie anesieng,  
Der Sunne Schin da hare gieng:  
Das Zeichen ist beschehen  
Recht als der Schin Herr Josue,  
Da er strit mit den Heiden.  
Des lobent Got noch iemerme,  
E ir von hinnen scheiden!  
Got ließ Künig Pharao im Mer versinken:  
Also ließ ers ertrinken  
Zuo Murten in dem Se:  
Schrüw menger Ach und We.

Der Herzog hett gar vil der Welt  
Und me dann einlif hundert Zelt:  
Wer gesach ie des glichen?  
Die Ritterschaft strit vornen dran,  
Die Fuosknecht woltend sie nit lan:  
Man strit so ritterlichen.  
Es wert me dann fünf ganzer Stund  
E si wurdind erschlagen.  
Uf zwo Mile, ist mengem kund,  
So was man in nach sagen.  
Mer dann vierzehentusend muosten bliben.  
In den Se tet mans triben,  
Im Bluot lagend si rot,  
Uf Bäumen stach mans z'tod.

Der Strit der wert wol uf ein Stund:  
Dennoch hielt der Graf von Nemunt,  
Schos in d'Stat so manlichen,  
Unz der groß Pund ganz für in kam.

Er hett wol fünfhalbttusend Man,  
Begund hindan uff wichen  
Und floch in einen grüenen Wald,  
Daf er in möcht ertrinnen.  
Man ilt im nach doch also bald,  
Man kont in niena finden.  
Die Fuofknecht muoste er dahinden lassen:  
Die lagend umb die Strafen,  
On Maß litent si Not:  
Die von Ins schluogents z'tod.

Harnach do zoch man in das Her,  
Lag da dri Tag in großer Er  
Nach keiserlichen Rechten.  
Von Burgund in Her Karlus Hus  
Lebt Herzog von Lutring im Sus  
Mit vil der siner Knechten.  
Puren lagend vor im im Veld  
Und hatend niendert Hütten:  
Si namend in vil guoter Zelt  
Und fuortend die all mit in.  
Nun danket Got: ir sind worden ze Herren  
So gar mit großen Eren  
Durch das burgundisch Guot,  
Wie we es Karlo tuot.

Vil großes Guot lieh er uns do:  
Der Büchsen sind wir gar vast fro,  
Die went wir nit verschmachen.  
Wil er dann nit dar vone lan,  
So helf uns Got, daf wir bestan:  
Went in also empfachen.  
Derzuo helf uns die Goteshand:  
Der mag es uns wol geben.

In sinem Dienst werd das erkant!  
Ir sönd mich merken eben:  
Man blies uf, zuo rechter Büt welt mans  
Man bruchs zuo Gotes Eren [keren,  
Zuo Bim in rechter Wirdikeit,  
Ab es eu werde leid.

Ir Herren all im großen Pund,  
Got sig mit eu zuo aller Stund!  
Wer ghorde ie desglichen,  
Daf man z'tod schluog so vil der Welt  
An großes Schaden widergelt?  
Des lobet Got den richen!  
Ir sind gefuort als Israel  
Durchs Mer mit kleinem Schaden:  
Nu huetend üch vor Sündenquel,  
Mit Bösem üch nit bladent!  
Maria, hilf, das nu in kurzen Stunden  
Ein guoter Frid werd funden!  
Des helf eu Gott der Herr,  
Wünscht eu Mathis Zoller.

Von einem solchen Gedicht ist nur ein Schritt zur Reimchronik. Dieses Wort wird als eine Art Schimpfwort gebraucht: „Vom poetischen Wert solcher Machwerke ist nicht zu reden“, sagt Bächtold. Das ist ein Vorurteil: eine Reimchronik etwa wie die des Ottokar von Steier aus dem Ende des 13. Jahrhunderts steht an ästhetischem Wert über manchen Versromanen nicht nur des Mittelalters, sondern auch der neueren Zeit: ich spreche nicht nur von Julius Wolff und Rudolf

Baumbach, die doch seinerzeit viel gelesen wurden, sondern nehme auch den Trompeter von Säckingen nicht aus. Das Beispiel allerdings für diese Dichtgattung, die uns zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Schweiz begegnet, die Reimchronik des Appenzeller Krieges,<sup>88</sup> könnte zu harten Urteilen berechtigen. Es ist auch kaum richtig, wenn man in dem Verfasser, weil er politisch für die Vorrechte des Adels eintritt, einen Aristokraten sehen will. Dazu ist seine Sprache allzu sehr von allem Zusammenhang mit der älteren Dichtung der höfischen Kreise gelöst. Sie ist grob dialektisch, aber mehr als das: sie ist vulgär, ohne daß der Stoff wie etwa beim Wittenweiler diese Sprachfärbung rechtfertigen würde. Alle paar hundert Verse erscheint ein ordinäres Wort wie versorten, zur Bezeichnung einer sehr geringen Quantität braucht der Dichter nicht ein sart, er selbst und seine Personen fluchen und schwören bei bocks lid, lidern, huld, schedel, bei goltz gluot, bei ihm will man etwas tun, wenn es dem andern auch Bauchweh macht, für betrügen sagt er beschiben usw. Vor allem aber ist seine Metrik so ungehobelt, daß man wohl den Eindruck von Illiteratentum und Unbildung nicht los wird. Die beiden andern Reimchroniken vom Schwabenkrieg, von denen die eine ästhetisch entschieden höher steht, gehören bereits dem Ende des hier be-

handelten Zeitraumes an und haben Nichtschweizer zu Verfassern.<sup>89</sup>

Man mag wohl der Ansicht sein, daß jeder Gehalt nur eine adäquate Form hat, die aus seinem Wesen selbst herausgewachsen ist, daß, mag er auch in andern Formen bis zu einem gewissen Grade darstellbar sein, doch bei jeder Abweichung von dieser adäquaten Form eine Diskrepanz fühlbar wird, die ein unbegrenztes Wohlgefallen nicht aufkommen läßt. So wird man denn, wenn man auch nicht zu den unbedingten Verächtern der Reimchronik gehört, sie doch nicht für die beste Art der Geschichtsdarstellung halten können, selbst wenn man sich in eine Zeit versetzt, die der gebundenen Rede in vielen Bezirken, die heute von der ungebundenen Rede beherrscht werden, den Vorzug gibt. Und die deutsche Prosa hatte ja schon die ersten Anstalten, sich des Gebietes zu bemächtigen, in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts gemacht. Dieser Form hilft endlich um 1420 nach dem Vorgange des Elßäfers Zw. von Königshofen der Berner Stadtschreiber Konrad Justinger zum Sieg, der, obwohl fremder Herkunft, doch so lange in der Schweiz gelebt hat, daß man ihn wohl gleich Konrad von Würzburg zu den schweizerischen Schriftstellern rechnen muß. Von seiner Berner Chronik<sup>90</sup> an häufen sich die geschichtlichen Darstellungen in deutscher Prosa, die Zeugen der klassi-

ſchen Zeit der ſchweizeriſchen Chroniſtik, die im 16. Jahrhundert in den Werken des Val. Anshelm und Gilg Eſchudi gipfelt. Ich will nur noch auf zwei in ihrer Art intereſſante hinweiſen: auf das weiße Buch von Sarnen zwiſchen 1467 und 1476<sup>91</sup> und auf die Stretlinger Chronik des Eulogius Kiburger,<sup>92</sup> aus den ſechziger Jahren des Jahrhunderts. Beide geben ſie ſagenhaft ausgeſchmückte Geſchichte: benutzen wohl ſchon das merkwürdige Schriftchen vom Herkommen der Schwyzer und Oberhaſler. Aber der eine iſt ein volkſtümlicher Erzähler, der in Rede und Gegenrede den Stil uralter populärer Erzählungstechnik walten läßt, und ſeine Figuren des Zell und des Geſler, des Stoupacher und ſeiner Frau haben die Jahrhunderte überlebt. Dem gegenüber wirken die Geſchichten des Eulogius matt und kahl: von ſeinen vielen zur Ehre des Kirchleins von Einigen zuſammengestohlenen novelliſtiſchen Legenden hat keine einzige ſich unſerem Gedächtniſſe tiefer eingepreßt, obwohl die Geſchichten an ſich gar nicht ſo übel erzählt ſind.

Während ſo die Geſchichtſchreibung erſt gegen Ende unſeres Zeitraums ſich der deutſchen Proſa zu bedienen beginnt, hat die andere lehrhafte Literatur gerade in ihren Anfängen einen der glänzendſten Vertreter dieſer Form in dem ſt. gal-

lischen Gelehrten Notker dem Deutschen um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts gefunden. Seine Hauptwerke sind kommentierte Übersetzungen der Psalmen, der *Consolatio philosophiae* des Boethius und der Hochzeit der Philologie und des Mercur von Marcianus Capella. Während es sonst Brauch war in den Klosterschulen, die lateinischen Schriftsteller auch lateinisch zu erklären, hat Notker den kühnen Schritt getan und hat die Muttersprache verwendet. Freilich ist ihm das nicht ganz gelungen: er ist oft nicht über eine Mischprosa hinausgekommen, die uns vielfach etwas buntscheckig anmutet. „Tragoediae sind luctuosa carmina, wie die sind, die Sophocles schrieb apud Graecos de eversionibus regnorum et urbium, und sind entgegengesetzt den comoediis, an denen wir immer hören laetum et jocundum exitum. Uns ist aber unbekannt, ob irgendwelche Latini tragici sich finden, während wir genug finden Latinos comicos.“ „Scena war ein finsternes Gaden inmitten des Theaters, darin saßen die auditores der fabularum tragicarum oder comicarum.“ So sprach wohl in Wirklichkeit der Lehrer seiner Zeit zu seinen Schülern, wenn er ihnen etwas erklären wollte. Wo er aber reines Deutsch schreibt, da ist Notker allerdings ein ausgezeichnete Prosaist, der sich den Wohlklang und die Schallfülle der melo-

diöfen althochdeutschen Sprache zu nütze zu machen versteht. Durch Reime und Alliterationen, durch rhythmischen Tonfall nähert er sich vielfach der gebundenen Rede. Das hat wohl schon vor ihm die gehobene Rede getan, die bei öffentlichen Anlässen in feierlichem Verkehr gehandhabt wurde, von der wir, da sie nicht schriftlich fixiert wurde, keine Proben haben: nur aus alten deutschen Rechtsdenkmälern und einigen alten Predigten können wir neben Notker eine gewisse Ahnung dieses Stiles gewinnen. Aber Notker mit seinem feinen Ohre hat diese Stilkunst bewußt geübt. Denn ein ungewöhnlich feines Ohr muß er gehabt haben, und die germanische Philologie wäre um ein gut Teil ärmer ohne Notkers gewissenhafte und subtile Beobachtungen, die er durch seine Akzentuierungen und Schreibungen zum Ausdruck bringt.<sup>93</sup>

Notker hat sicher auf seine Zeit gewirkt, über seine Zeit hinaus können wir es nur von seinem Psalmenkommentar behaupten: der ist noch nachher abgeschrieben und gelesen worden. Aber durchgesetzt hat sich seine Richtung trotz allem nicht: der nächste bedeutende Lehrer der Schweiz, Konrad von Mure,<sup>94</sup> der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Zürich wirkende Kantor und Schulmeister, hat alle seine lehrhaften Werke in lateinischer gebundener oder ungebundener Form abgefaßt. Freilich weht aus ihnen auch ein ganz anderer Geist als der

frische, fromme und doch aller Schönheit aufgeschlossene Geist eines Notkers. Wüste Polyhistorie macht sich breit, die uns allerdings durch ihre Quantität imponieren mag. Grammatik und Naturgeschichte, Geschichte, Mythologie und Sagen Geschichte und Heraldik werden in Prosa und Versen behandelt, die uns trotz ihrer stark entwickelten Formspielerei heute schlecht vorkommen, aber nicht besser und nicht schlechter sind als andere der Zeit. Material ist ja teilweise Schätzbare verarbeitet, z. B. die Merlin-sage und die Pilatussage betreffend. In seiner Zoologie deutet Konrad noch mehr als der alte Physiologus: so wird bei der Besprechung des Kindes der ganze Prozeß des Gerbens besprochen und gedeutet: wie von der Haut das Fleisch abgekrast wird, so sollen wir uns von allem Fleischlichen befreien usw. „Die Gegenwart ist der Gattung nicht günstig“, schließt der Artikel über das Lehrgedicht im Brockhaus-Konversationslexikon, und im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte heißt es „lehrhafte Dichtung, s. Nachtrag“, was vielleicht darauf schließen läßt, daß die Behandlung des Themas dem Bearbeiter besondere Verlegenheiten bereitet haben mag. Was nicht hindert, daß das „Lehrgedicht“ des Lucrez und die Metamorphose der Pflanzen manch einem ebenso hohe ästhetische Werte zu vermitteln scheinen mögen wie der Erfkönig und die Aeneis des Vergil. Immerhin

werden wir geneigt sein, das Urteil von Ganz über den Clipearius unseres Konrad zu unterschreiben,<sup>95</sup> eine „Dichtung, die literarisch unbedeutend, ja fast ungenießbar ist“. Aber auch da urteilen wir vielleicht zu sehr aus dem Geiste der Gegenwart heraus, der „der Gattung nicht günstig“ ist.

Zwei Bücher hat Gott den Pfaffen gegeben, predigt Berthold von Regensburg, das Alte und das Neue Testament, zwei andere den Laien, die die Bibel nicht lesen, die Erde und den Sternenhimmel. Denn der allmächtige Gott hat uns alle Dinge einesteils zum äußern Genuß und andernteils zum innern Besitze geschaffen, einesteils für den Leib und andernteils für die Seele. Und so sollt ihr denn das Erdreich messen und genießen für des Leibes Genuß, indem ihr es bebauet mit Korn und mit Wein und mit allen Dingen, deren ihr zu des Leibes Not bedürftet. Aber ebenso mancherlei Tugend könnet ihr daraus lernen und daran lesen, die euch zum Himmelreiche weisen sollen in das gelobte Land, wenn ihr es verstündet wie der gute Sankt Bernhard. Als man den fragte, woher er so weise sei, da sprach er: „Ich lerne an den Bäumen.“ So steht denn alles natürliche und auch alles menschliche Wirken innerhalb der Natur, wie Korn säen und Wein pflanzen in einem doppelten Zusammenhang: für den Leib und für die Seele. Um bei dem obengenannten Beispiel zu bleiben: der mittelalter-

liche Mensch trug Schuhe, dazu brauchte er Leder, und um dieses zu erhalten, mußte der Geber die Haut von den Fleischteilen befreien. Das war ihm wichtig, wie es uns wichtig ist. Aber ebenso wichtig war es ihm, einzusehen, daß Gott die tierische Haut so geschaffen habe, damit wir daraus ersehen könnten, wie wir uns vom Fleischlichen lösen sollten. Die Tatsachen, die das Alte Testament, die antike Geschichte berichten, bezweifelt man nicht etwa, aber sie gewinnen ihren Sinn doch erst, insofern sie präfigurieren, die Geschehnisse des Neuen Testaments vorwegnehmend. Das hohe Lied kann noch Luther nicht als solches genießen, sondern es muß das Verhältnis von Christus und seiner Kirche darstellen, wie andere vor ihm darin das zur menschlichen Seele, wieder andere das zur h. Jungfrau präfiguriert sahen. Diese Idee der Präfiguration hat am konsequentesten ein lateinisches Gedicht des Jahres 1324, das Speculum humanae salvationis, durchgeführt, das nach Art der biblia pauperum einer Abbildung einer neutestamentlichen Geschichte je eine des Alten Testaments und der Profangeschichte an die Seite stellte. Es ist in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts von dem Thurgauer Konrad von Helmsdorf, im 15. Jahrhundert von Heinrich Laufenberg ins Deutsche übersetzt.<sup>96</sup> Das scheinbar Zweckloseste, das Spiel, setzt heutige Wissenschaft in

einen biologischen Zweckzusammenhang: auch die Spiele der Tiere und Kinder sollen zu künftigem Ernstkampf des Lebens vorüben. Schach und Kartenspiel zeigen schon durch die Namen ihre Figuren, daß sie menschliche Ernstverhältnisse in Form des Spiels wiedergeben wollen. Was Wunder, daß man im Mittelalter noch ins genauere zu deuten suchte, und daß der lateinische Prosatraktat eines italienischen Geistlichen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der dies unternahm, einen ungeheuren Erfolg hatte und vor allem in Deutschland mehrfach übersetzt wurde. In der Schweiz finden wir schon im 10. Jahrhundert in einer Einsiedler Handschrift ein Gedicht in lateinischen Distichen, das die Bewegung der Steine auf dem Schachbrett wie einen wirklichen Kampf darstellt. Im Jahre 1337 hat dann Konrad von Ammenhausen<sup>97</sup> in einem umfangreichen deutschen Gedicht eine Bearbeitung des genannten Traktats des Jacobus a Cessolis unternommen, das durch seine Zusätze, die teilweise auf die Erfahrungen seiner Pfarrpraxis gegründet sind, teilweise auch auf die seiner Reisen oder die Mitteilungen von Freunden oder auf seine umfangreiche Lektüre, das durch all dieses eine ungemein wichtige Quelle für die Kulturgeschichte der Schweiz im 14. Jahrhundert geworden ist, aber darüber hinaus wegen der Frische und Unmittelbarkeit der Reflexionen des biedereren

Landpfarrers auch recht vergnüglich zu lesen und trotz gewisser äußerer Unbehilflichkeiten der Formgebung doch in den besseren Partien auch ästhetisch genussreich.

Den Ring des Heinrich Wittenweiler<sup>98</sup> aus dem ersten Anfang des 15. Jahrhunderts hat man immer als ein komisches Epos angesehen und dadurch in seinem Wesen verkannt. Die richtige Auffassung als Lehrgedicht hat Wiesner mit Recht mehrfach betont. Der Dichter aber sagt uns selbst in seinem Prolog, daß er uns erklären wolle, was im Weltenring um uns herum geschehe, und daß deshalb sein Gedicht den Namen „Der Ring“ führen solle. Er teilt es in drei Bücher ein:

daz êrste lêrt hofieren  
mit stechen und turnieren,  
mit sagen und mit singen  
und ouch mit andern dingen.  
daz ander kan uns sagen wol,  
wie ein man sich halten sol  
an sêl und lib und gen der welt:  
daz hab dir für daz best gezelt!  
daz dritte teil dir kündet gar,  
wie man allerbest gevar  
ze noeten, krieges zîten,  
in stürmen, vehten, strîten.

Weil aber die Menschen nur ungerne Ernst ohne Scherz hören, so hat er seine Lehre in Form einer grotesk-komischen Geschichte aus dem Bauernleben dargestellt. Damit man aber wisse, worauf es ihm

eigentlich ankomme, hat er die Partien, mit denen es ihm ernst ist, in denen seine Lehre steckt, mit einem roten Strich am Rande bezeichnet, während die komischen Partien einen grünen Strich am Rande tragen. Wir haben also gar keinen Anlaß an dem Ernst seiner Absichten zu zweifeln, ebenso wenig wie an denen des großen Rabelais, der sich zu Anfang seines Gargantua also vernehmen läßt:

Par autant que vous, mes bons disciples, et quelques autres fous de sejour, lisans les joyeux tiltres d'aucuns livres de nostre invention, comme Gargantua, Pantagruel, Fessepinthe, la Dignité des Braguettes, des Pois au lard cum commento, etc., jugez trop facilement n'estre au dedans traicté que mocqueries, folateries, et menteries joyeuses: veu que l'enseigne exterieure (c'est le tiltre), sans plus avant enquerir, est communement receue à derision et gaudisserie. Mais par telle legiereté ne convient estimer les oeuvres des humains : : : C'est pourquoy fault ouvrir le livre et soigneusement peser ce que y est deduct. Lors cognoistrez que la drogue dedans contenue est bien d'autre valeur que ne promettoit la boite. C'est à dire que les matieres icy traictées ne sont tant folastres, comme le tiltre au dessus pretendoit.

Beide also, unser Schweizer und der große Franzose, haben zu Anfang ihrer Werke Anlaß genommen, sich gegen diejenigen Leser sicherzustellen, die die komischen Teile ihrer Dichtung als die Hauptsache betrachten möchten und die lehrhaften als einen überflüssigen Ausfluß. Beide Vertreter des

ridendo dicere verum haben ein älteres grotesk-  
komisches Werk in freier Weise bearbeitet und aus-  
geweitet, sodaß es ihnen als der Faden dienen  
durfte, an dem sie die Perlen ihrer Lehren auf-  
reihen konnten: Wittenweiler das ältere Gedicht  
von der Bauernhochzeit, Rabelais das Volksbuch  
von Gargentua. Wittenweilers zweites Buch, das  
er selbst als das wichtigste erklärt, behandelt die  
Frage, ob ein Mann heiraten solle, mit fast der  
gleichen Ausführlichkeit wie Rabelais' zwei letzte  
Bücher im Hinblick auf Panurge. Der komische  
Krieg der Würste und mit den Würsten am  
Schlusse des Romans hat sein groteskeres Gegen-  
stück in dem Krieg der Städte Nissingen und Lap-  
penhausen, der unseren Ring beschließt. Ein ge-  
waltiger Unterschied besteht freilich: während unser  
Schweizer Dichter in allerdings geistreicher Weise  
nur zusammenfaßt, was seine Zeit über Ethik, Ge-  
sellschaftswissenschaft, Pädagogik usw. zu sagen  
wußte, geht hier der größere Geist eines Rabelais  
seiner Zeit voraus. Im Aufbau aber des Ganzen,  
in der Meisterhaftigkeit, wie die beiden scheinbar  
so disparaten Ingredienzien zu einer barocken Ein-  
heit gemischt werden und ein zum lauten Lachen  
reizendes und zum stillen Nachdenken anregendes  
Werk geschaffen wird, stehen sich die beiden Dich-  
tungen durchaus gleich und bezeichnen Höhepunkte  
des Mittelalters und der Renaissance. Man möchte

fragen, ob unser Schweizer, der ja gewiß viel gereist ist, nicht irgendwie mit dem esprit gaulois in Berührung gekommen sei, um so eher als wir bei ihm das erste Madrigal in der deutschen Literatur antreffen:

Ze dienen hab ich ir gesworn,  
wil si'z joch niemer hân für guot.  
faelt ez mir hiut, ez trifft liht morn:  
dar uf erfreuet sich mîn muot  
und harre ie uf guoten wân.  
Ze dienen hab ich ir gesworn,  
wil si'z joch niemer hân für guot.  
dar um wil ich niht abe lân.

Aber es ist sonst keine Spur eines solchen Einflusses zu entdecken, und so wollen wir alles lieber auf die Ähnlichkeit der Zeiten und der Temperamente zurückführen.

Rabelais aime la vie, non par système et abstraitement, mais d'instinct, non certaines formes de la vie, mais la vie concrète et sensible, la vie des vivants, la vie de la chair et la vie de l'esprit, toutes les formes, belles ou laides, tous les actes, nobles ou vulgaires, où s'exprime la vie, de là toute son œuvre découle. Et, d'abord, pour n'en plus parler, l'obscénité énorme de son livre. Toute l'animalité s'y peint, dans ses fonctions les plus grossières, comme on y trouve les plus pures opérations de la vie intellectuelle.

Das alles könnte man mutatis mutandis von unserem Heinrich sagen, was Lanson<sup>99</sup> von Rabelais ausfragt. Und auch: Rabelais a son esthé-

tique, plus voisine assurément de Rubens et de Jordaens que de Léonard et de Raphael. Für unsern Dichter könnte man aber vielleicht noch eher an Pieter Breughel erinnern und an die andern holländischen Bauernmaler,<sup>100</sup> vor allem aber an Pieter Breughel, wie ihn uns Zimmermans geschildert hat.

Mit dem 15. Jahrhundert entscheidet sich der Sieg des lateinischen Prosatraktates. Hier ist einer der ersten der streitbare Züricher Felix Hemmerlin. Seine zahlreichen, meist polemischen Schriften, die Sebastian Brant gesammelt herausgegeben hat, der Traktat contra validos mendicantes, den Niclas von Wyle von den vermögenden Bettelern ins Deutsche übersetzt hat, sein Passionale, sein Dialogus de consolatione inique suppressorum, sein am weitesten verbreiteter, aber auch am meisten angefeindeter Dialogus de nobilitate et rusticitate, der die Schwyzer mit nicht geringerem Hasse verfolgt als das oben angeführte Gedicht über die Plünderung des Klosters Einsiedeln, und seine ferneren Traktate de exorcismis, de credulitate demonibus adhibenda, de emptione et venditione unius pro viginti, de matrimonio, de religiosis proprietariis praecepta domini praedicantibus, endlich sein Registrum querelae — alle diese sind Vorläufer der Flut von gelehrten Abhandlungen

und Streitschriften, wie sie sich in der Humanistenzeit über die Welt ergießen, sodas Felix Hemmerlin in gewisser Weise doch ein Vorläufer der humanistischen Bewegung ist, trotz des wenig zierlichen Lateins, das ihn zu seinem Nachteil von den Humanisten unterscheidet.<sup>101</sup>